

Kitschroman und ablenkenden Sensationsnachrichten wird verflungen, Illustrierte fehlen nicht; jedem Kitsch im Kino, jeder Dummheit im Radio willig Auge und Ohr hingegeben. Stille Hoffnung: der Lotteriegewinn. Ewige Sehnsucht: zu Geld zu kommen und dem Kampf der eigenen Klasse zu entgehen durch Aufrücken ins Ausbeutertum. Die Kinder: Maul halten, wenn sie nicht gefragt sind. In einer solchen Familie bildet natürlich das Verhalten zu Kirche und Religion noch eine besondere Rolle. Nicht mutige Menschen werden erzogen, sondern dumme Tiere oder geriffene Heuchler.

Diese Lage ist nun aber den herrschenden Klassen nicht unbekannt; ein Riesenheer lange geschulter, mit reifer Tradition beladener Pädagogen und Psychologen steht ihnen zur Verfügung. Sie nutzen diese Lage. Und bei allen Verbesserungen im einzelnen wissen sie fast instinktiv das zu pflegen und zu erhalten, was die Klassenbewußtseinsentfaltung ihrer unterdrückten, sozusagen geborenen Feinde zu verhindern vermag.

Dies begreifen, heißt aber die äußersten Anstrengungen machen, aus dem Sumpf herauszukommen; klar zu werden über die eigene Lage, Hand anzulegen bei der Fundierung und Ausübung einer neuen proletarischen Art Bildung und Erziehung, die Zukunft in sich trägt. Die kämpfende Arbeiterklasse hat dies auch früh begriffen. Und es wird zu zeigen sein, in welcher Richtung diese Anstrengungen sich bewegen, und welche besondere Rolle der Literatur dabei zukommt.

Entwicklung des Schreibgeräts

VON A. STRUKAT / MÄRKISCH-FRIEDLAND

Solange es Sprachen gibt, hatte man auch das Bedürfnis, für den flüchtigen Wortklang Schriftzeichen zu schaffen, und diese sollten möglichst bequem aufgezeichnet werden; dazu war besonderes Gerät nötig. Unser Schreibgerät hat eine lange Geschichte, in der man deutlich zwei Perioden unterscheiden kann.

In der ältern Zeit wurden die Schriftzeichen mit einem harten Gegenstand in das zur Aufnahme bestimmte Material eingeritzt. Im alten Babylon hat man ganze Bibliotheken aufgefunden, deren Benutzung nur etwas »beschwerlich« sein mußte, weil die Autoren ihre Gedanken auf Ziegelsteinen niederlegten. Ebenso umständlich war das Verfahren der alten Germanen, die wichtige Aufzeichnungen in Buchenstäbe (»daher Buchstaben«) einritzten.

Griechen und Römer benutzten das geschmeidige Wachs. Damit überzogen sie ihre Schreibtäfelchen und gruben die Worte mit dem eisernen Griffel, dem Stylos, hinein. Mit dem abgeflachten spatelförmigen Ende des Griffels konnte man das Wachstäfelchen dann für späteren Gebrauch wieder glätten.

Weit in diese Zeit hinein reichte aber das Verfahren der zweiten Periode, in der man mit einer Schreibflüssigkeit, die einem bestimmten Gerät entströmte, die Buchstaben auf Papier oder Pergament malte. So schrieben Griechen und Römer, ebenso die alten Ägypter mit einem als

Feder zugespitzten Rohr, dem Kalamus. Von solchen römischen Schreibfedern bewahrt das Museum in Bonn zwei Stücke auf, die in Bingerbrück und in Frechen bei Köln gefunden wurden. Sie stammen aus der Zeit des ersten bis zweiten Jahrhunderts v. Chr. und sind bleistiftdicke Bronzeröhren, die in eine stahlfederähnliche gespaltene Spitze auslaufen, also Feder und Federhalter vereinigen. In jener Zeit wurde wohl auch das römische Tontintenfaß benutzt, das man ebenfalls bei Bingerbrück gefunden hatte. Als Tinte diente damals eine wässrige Lösung von Lampenruß.

Sicher ist aber auch in jener Zeit die Gänsefeder bekannt gewesen, die fast das ausschließliche Schreibgerät des Mittelalters wurde und sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein erhielt. Sie ist seit Beginn des siebenten Jahrhunderts das eigentliche Schreibgerät des Gelehrten geworden, und der Bischof Isidorus von Sevilla (594–676), dem wir zum großen Teil die Kenntnis der alten Klassiker verdanken, sagt von ihr, daß sie seit langem im Gebrauch sei. Für das damalige rauhe Papier war sie sicher geeigneter als die heutige Stahlfeder. Die Schreibmeister jener Zeit hatten auch Muße genug, sich ihre Federn zu schneiden, vielleicht war ihnen die öftere Unterbrechung der Schreibarbeit durch die Hantierung mit dem Federmesser ein ausgezeichnetes Schutzmittel gegen Nervosität oder ein willkommener Anlaß, ihre Gedanken zu sammeln. Die berühmten Schreibmeister früherer Jahrhunderte empfehlen immer als die allein brauchbare Feder den Gänsekiel; so gibt zum Beispiel Neudörfer in seinem berühmten Werk »Die Schreibkunst« Anleitung, einen Gänsekiel zu einer brauchbaren Feder zu schneiden, und spricht von den nach seiner Ansicht wenig brauchbaren Federn aus Metallblättchen.

Der Gedanke, Schreibfedern aus Metall herzustellen, lag ja recht nahe, aber seine Ausführung war nicht so leicht, trotzdem das Handwerk jener Zeit in der Metallbearbeitung schon eine beträchtliche Geschicklichkeit aufwies. Vor allen Dingen fehlte es an dem richtigen Metall, das die nötige Biegsamkeit und Elastizität hatte. Darum konnten sich auch die Federn aus Messingblech, die man zeitweilig als Ersatz der Gänsefeder herstellte, nie recht einbürgern, aber Versuche in dieser Richtung wurden doch recht häufig in Deutschland gemacht. So wird berichtet, daß im Jahre 1579 der »Krämer« Andreas Ludwig aus der Gegend von Reichenhall Schreibfedern aus Messing machte, aber sie sollen sehr teuer gewesen sein und waren wohl auch nicht recht dauerhaft. Auch eine 200 Jahre später (1780) von Thevenott hergestellte Feder ohne Ende (Plume sans fine), das heißt unverwüßliche Feder, bewährte sich nicht und kostete nach heutigem Gelde 25 Mark. Sie wurde deshalb in jener Zeit mehr als Kunstgegenstand und Rarität geschätzt denn als Schreibgerät. Selbst die »Reisefedern«, die ein Jahr später (1781) der Leipziger Mechanikus Schiller aus Metallblech oder Horn anfertigte, kosteten immer noch zwei Mark. Sie waren ebenso selten im Gebrauch wie bei uns die Goldfedern in der ersten Zeit ihres Aufkommens. Wer aber viel zu schreiben hatte, der zog sicher die selbstgefertigte Gänsefeder der besten aus Metall vor.